In den Wunderkammern : Ulrike Beulich-Pfeiffer & Sieglinde Wiese

von Florian L. Arnold, M. A.

Heidenheim, 21. 11. 2019, Kunstverein Heidenheim

I. Wunderkammern fürs Auge

Der Begriff „Wunderkammer“ bezeichnet eine seit dem Mittelalter von Adeligen, Kirchenfürsten oder Patriziern angelegte Sammlung von wundersamen, unbekanntem, nicht zuordenbaren skurrilen, seltenen, grausigen oder unerklärlichen Objekten und Artefakten aus der Natur oder Kunst indigener Völker. Diese Anhäufung von wertvollen Gegenständen befriedigte die Sensationslust und steigerte das Ansehen ihres Besitzers. Jahrhunderte später bildeten diese Sammlungen den Grundstock der heutigen Museen.

Die Gegenwart mit ihrer Erklärungswut hat ihnen jedoch ihre geheimnisvolle Aura gestohlen. Überhaupt scheint es wenig zu geben, das uns noch wirklich zu reizen vermag. Wenn wir noch „Wunderkammern“ betreten können, dann nur noch in der Fantasie – einem Reich schrankenloser Ideen, zu dessen Inventar Künstler den Schlüssel besitzen.

Die Künstlerinnen Ulrike Beulich-Pfeiffer & Sieglinde Wiese folgen dieser Faszination, das mittelalterliche Wunderkammern bei den Betrachtern erzeugt haben müssen, indem sie für ihre Objekte, Skulpturen und Malereien ein assoziationsstarkes Vokabular aus Formen und Farben entwickeln, die, ganz ähnlich wie die unerklärten - unerklärbaren - Objekte der "Wunderkammern" die Suche nach einer tieferen Dimension des Daseins ebenso beleuchten wie die Sehnsucht nach einem Sinn, nach diesem "Mehr" als geboren werden, arbeiten, altern und sterben. Dieses MEHR in Kunst und Kultur zu suchen hat

Tradition und, wie diese Ausstellung beweist, wird man hier auch eine Antwort finden.

Unsere Gegenwart zu verstehen ist nicht einfach, um so mehr, als die Digitalisierung uns entfremdet von sinnlichen und körperlichen Eindrücken und Erfahrungen. Je größer diese Entfremdung wird, um so stärker wird die menschliche Sehnsucht nach etwas (Be-)Greifbaren. Nicht umsonst docken unsere Worte "Begreifen" und "Begriff" direkt an das haptische Moment des Fühlens an, des Verstehens durch das Berühren. Berührend betrachten und verstehen wir die Welt. Die Kunst also – ein Mittel, vielleicht sogar ein ‚Werkzeug‘ eines neuen Weltverständnisses. Ich benutze ganz absichtlich den Begriff "Werkzeug", denn Kunst ist eine Form der Wirklichkeitsaneignung, die all unsere Sinne, all unsere brachliegenden menschlichen und kreativen Potentiale anzusprechen und zu wecken vermag.

Könnte Friedrich Nietzsche am Ende Recht behalten? Er vermutete, wir bräuchten unbedingt die Kunst, "um nicht an der Realität zu verzweifeln".

II. Schöpfungen: Ulrike Beulich-Pfeiffer

Die gelernte Keramikerin – Keramikstudium an der Fr. Kunstschule Nürtingen - Ulrike Beulich-Pfeiffer zeigt in dieser Ausstellung "Schöpfungen" - und damit ist ein Begriff in den Raum gestellt, der uns, durchaus mit Absicht und Hintersinn, an den biblischen Begriff des Erschaffens gemahnt. Es gehört zum Menschsein, etwas zu erschaffen, die Hände und den Verstand arbeiten zu lassen; ebenso gehört die Auseinandersetzung mit dem Umfeld, mit der Welt, mit dem ganzen Mysterium "Lebendigkeit" zum Künstlersein.

Die Schöpfungen, die uns Ulrike Beulich-Pfeiffer zeigt, sind in ihren abstrakten Ausformungen so zart und fragil wie jene ebenfalls auf ihre figürliche Essenz zurückgeführten Arbeiten von Lothar Fischer, und gelegentlich kommt einem auch das Werk der Augsburgerin Inge Prein in den Sinn, die ebenso wie Ulrike Beulich-Pfeiffer mit Tonplatten arbeitet, die sie zu mannsgroßen Skulpturen verarbeitet. Dabei wirken die Ton-Skulpturen von Ulrike Beulich-Pfeiffer unerhört vital: Die Farbigkeit ist bei den Arbeiten im Erdgeschoss auf Schwarz und Weiss-Schattierungen beschränkt, eine formale Entscheidung, um den Konturen wie auch den Strukturen Raum zu geben. Oftmals wird über eine schwarze Grundierung aus Metalloxydpigmenten eine weiße Farbe aufgetragen, auf die wiederum gelegentlich mit dunklen Farbtönen gearbeitet wird, etwa um Konturen zu betonen oder einzelne grafische Elemente anzufügen. Diese Oberflächen haben etwas von gewachsenen Strukturen an sich: Man entdeckt Mikro-

Strukturen, die etwa an die Oberflächen von Baumrinden erinnern oder trockener Erde, man denkt an Stein, an Ziegel, an alte Keramik ... es ist eine lebendige Oberfläche. Hinter dem visuellen und haptischen "Reiz" steckt die Kunst der Komposition, der Oberflächenbehandlung, der genauen Kenntnis der Materialien und ihres Verhaltens während des Auftrags und des Brennvorgangs.

Es geht immer auch um Transformationsmöglichkeiten; welche Wege eröffnet das Material? Wie läßt es sich formen - färben - wie läßt es sich zu Gebilden formen, die wir als Körper, als Wesen wahrnehmen?

Der Tastsinn ist eines der wichtigsten menschlichen Wahrnehmungssysteme um Informationen über die Umwelt erhalten, einordnen und langfristig verarbeiten zu können. Über die Haut, das größte Sinnesorgan des Menschen, nimmt er physikalische Reize wie Druck, Vibration und Temperatur auf, eignet sich somit also das an, was wir Wirklichkeit nennen. In der Haut von Lippen, Zunge, Fingerspitzen und Fußsohlen sind die so genannten „Mechano-Rezeptoren“ – die Tastsinneszellen – am dichtesten gepackt. Kinder nehmen daher gerne etwas in den Mund, um es genauer zu untersuchen. Mit der Zeit übernehmen dann die Finger die Hauptrolle bei der haptischen Erkundung. Durch das Greifen von Gegenständen helfen sie uns, Denkmuster zu entwickeln die es uns erleichtern, auch abstrakte Ideen zu verstehen.

Das nimmt die Kunst auf; selbst wenn wir die zum Teil sehr fragilen Figuren gar nicht berühren (dürfen), sehen, ahnen, begreifen wir ihre Oberflächen, ihre Rauheit, ihre Glätte (im Fall der glasierten Arbeiten). Formal schließt die Künstlerin auch zu einer aktuellen Strömung in der Kunst auf: dem Nachbilden und Zitieren von Naturformen; Es sind weiche, fließende, auf sehr natürliche Weise anmutige Formen, die Ulrike Beulich-Pfeiffer entwickelt. Nur selten, wie in den Arbeiten im Erdgeschoss, darf die harte Kante dominieren.

Während sie in ihren nahezu monochrom wirkenden Figuren viel Raum für die Fantasie des Betrachters läßt, geben die Figuren im ersten bis dritten Stockwerk sich ganz dem Narrativen hin: Hier wird die Künstlerin vollends zur Erzählerin, die uns Paarungen vorstellt. Männer und Frauen, Frauen und Frauen ... vielleicht ist das Geschlecht auch egal, denn es geht um mehr: Um intime Momente des Beisammenseins, ja, wenn man die Figuren ansieht, hat man den Eindruck von regelrecht symbiotischen Beziehungen: da wird sich angelehnt, da verschmilzt man miteinander, und wenn, wie der Hockende aus Schamottstein, ein Geschöpf alleine ist, umweht es vielleicht nicht unbedingt der Eindruck der Einsamkeit, wohl aber der Eindruck, auf der

Suche zu sein nach einem Pendant, nach einem Ansprechpartner. Diese Suche nach Sinn und Kommunikation eint alle Arbeiten, manchmal drängt diese Fragestellung direkt hervor wie in der Arbeit „Zeichen“ oder auch in der Dreiergruppe, die wie im Gespräch erfasst scheint. Ganz besonders kommt dieser Gedanke der Kommunikation auf in der Arbeit „Kopf/Hand“, die sie auch auf dem Plakat gesehen haben: Die Hand, die vielleicht grüßt, vielleicht schützen soll, vielleicht Abwehr oder Einladung gestikuliert – das ist ganz offen, die Künstlerin gibt keine Interpretation vor, der Betrachter darf, soll, muß seine eigene Haltung dazu finden.

Humor ist da auch im Spiel, und je stärker Beulich-Pfeiffer sich ins Erzählerische wagt, um so leichter geht einem beim Hinschauen das Herz auf ... Und wie leicht kann man da auch Sympathie entwickeln für die Ameise im Dachgeschoss – nur die modulare Körperform der fleißigen Insekten ist aufgenommen, der Rest in Form wie in Farbe ist Fantasie, anatomisch ganz losgelöst vom Original und doch zutreffend. Zutreffend, weil der Betrachter darin die Essenz des Tieres erkennt, ebenso wie er die Essenz menschlichen Daseins in den Tonfiguren – ob abstrakt oder figürlich – erkennt. Wir wollen einander entdecken, einander betrachten, einander erforschen.

Der Begriff des ‚Artefakts‘ kommt mir gelegentlich in den Sinn. Ein Objekt, das einen größeren Kontext in sich birgt, das eine Geschichte erzählt, die über das Objekt an sich hinausragt. Oftmals haben diese Figuren, diese Körper, diese Wesen etwas von den Hervorbringungen untergegangener Kulturen an sich. Da scheint es, als erzählten sie von etwas Vergangenen, oder als adressierten sie in ihrer stillen, detailreichen Art eine Sehnsucht in uns nach dem Unerklärbaren. In einer Welt, in der wir alles Durckerklärt und Durchstrukturiert haben, ist die Kunst vielleicht als einzige menschliche Kommunikationsform noch imstande, unsere Fantasie dauerhaft zu befeuern – indem sie andeutet, erzählt, aber eben nicht alles erzählt, alles erklärt. Kein Wunder, daß das springende Pferd von Ulrike Beulich-Pfeiffer ein sehr lebendiger Gegenpart des Heute zu den historischen Eiszeitpferdchen-Darstellungen ist, wie sie in den Bildern ihrer Kollegin Sieglinde Wiese erscheinen. Da ist eine unmittelbare Präsenz, die zutiefst persönlich und zugleich ganz allgemein gültig und verständlich ist.

III. Farbe und Form

Ein Wort noch zur Farbe bei Ulrike Beulich-Pfeiffer. Sie habe sich, sagte sie mir im Vorfeld der Ausstellung, durch den kraftvollen Farbeinsatz von Sieglinde Wiese inspiriert gefühlt, selbst einmal kräftige Farben einzusetzen – so ist „Gegenwind“ (>im zweiten Stock) zu seiner signalhaften Farbfassung gekommen, durchsetzt von dynamisierenden Flecken und grafischen Farbspuren – hier löste die Begegnung der Künstlerinnen neue Impulse aus. Hier wird der Betrachter in die Richtung jener fantastisch-surrealen Traumgeschöpfe gelotst, wie sie den Surrealisten Max Ernst, Hans Arp oder Miro entschlüpfen. Was uns an den Arbeiten von Ulrike Beulich-Pfeiffer neben ihrer erzählerischen Tiefe und formalen Schlüssigkeit fesseln soll, ist der Reichtum an Wiedererkennungsmomenten. Manche Figuren suchen Nähe, suchen die Paarung, andere agieren für sich allein, als erfüllten sie den alten, von subtil formulierter Liebe für alles Eigenbrötlerische geprägten Spruch von Friedrich Torberg, der (zwar mit Seitenblick auf seine Kollegen der schreibenden Poeten-Zunft) feststellte: *Sie brauchen Gesellschaft beim Allein-Sein.*

Sieglinde Wiese

„(...) Herrlich ist es, in einer unendlichen Einsamkeit am Meeresufer, unter trübem Himmel, auf eine unbegrenzte Wasserwüste, hinauszuschauen. Dazu gehört gleichwohl, daß man (...) hinüber möchte, daß man es nicht kann, daß man (...) die Stimme des Lebens im Rauschen der Flut, im Wehen der Luft, im Ziehen der Wolken (...) vernimmt“.

Heinrich von Kleist über das Gemälde „Mönch am Meer“ von Kaspar David Friedrich, beschrieben am 13. Oktober 1810 in den Berliner Abendblättern.

Jedes Kunstwerk, so sagt man, enthalte einen Bruchteil der Seele dessen, der es erschaffen hat; dem Chinesen Yohimbi wird folgende Sentenz zugeschrieben: „*Kunst ist das Gewissen des Künstlers : seine Liebe, sein Glaube, seine innerste Revolution*“.

Die Darstellung des Menschen, ob nun des ganzen Körpers oder des Kopfes/Gesichtes hat trotz der vielfachen Behandlung durch die Jahrhunderte nichts von seiner Faszination eingebüßt. Immer wieder kommen Fragen auf: Kreieren wir das, was wir sehen, selbst? Nehmen wir die Darstellung der Menschen in den Malereien von Sieglinde Wiese als Anlaß über uns nachzudenken – dann sind wir bald bei den elementaren Grundthemen: Was sind Gedanken? Wo kommen sie her? Wäre dieses Bild, hätte es die Künstlerin eine Stunde später gemalt, ganz anders geworden ...? Was spielt alles eine Rolle bei der Entstehung von Kunst.

Sieglinde Wiese aus Sontheim zeigt Malerei verbunden mit Druckgraphik, besonders Linol- und Holzschnitt. Hier trifft eine klare, reduzierte, auf das Wesentliche orientierte grafische Bildsprache auf spannungsvolle malerische Strukturen. Die seriell gesetzten Motive und Figuren, darunter das Lonetalpferdchen, das Eiszeitmammut und die Venus vom ‚Hohlefels‘, zeigen ihre Auseinandersetzung mit der Eiszeitkunst aus unserer Region – und ebenso ihre Nähe und Verbundenheit zur Natur – dazu später noch etwas mehr. Obgleich wir klare und durchkomponierte Motive sehen, ist der Arbeitsvorgang von Wiese von der Offenheit des Arbeitsprozesses bestimmt. Es gibt eine sichtbare Tendenz zu spielerischen Formen, auf das Suchende folgt Verdichtung, Betonung, Definition. Die auf das Papier gedruckte Fläche stellt nicht dar, sie definiert. Sie definiert durch bewegte

Formen Räume. Die Ebenen stehen sich kontrapunktisch gegenüber oder sie werden verbunden, vernetzt. Gelegentlich bricht ein Strich in das Gespinnst ein, klärt, bestimmt oder stört. Das eigentliche Thema tritt erst in der Endphase hervor, ein Prozess der Zuspitzung und Verdichtung, der die malerischen Ideen zu einer gemeinsamen Ebene verbindet. Wichtig ist der Künstlerin die spielerische Erprobung von sich gegenseitig bedingenden Formen, Volumina, Zwischenräumen, Strukturen und Größenverhältnissen. Zu dem ausgelassenen, lebensfrohen Linienspiel der Frauenfiguren gehört ganz natürlich die Farbe – sie wird oftmals unvermischt eingesetzt, sie darf leben, toben, den Humor des Motivs betonen. Es ist ein schönes Beispiel dafür, daß Kunst etwas „treffend“ abbilden kann durch Strukturierung und Erfindung, durch das Zusammenspiel zwischen Sujet und Technik. Das verbleibende Leinwandweiß verwandelt sich so vom Hintergrund in eine gleichberechtigte Bildform, ist, wenngleich weiß, doch definiert. Weiß ist nicht unbezeichneter Rest, sondern eine erzählerische Struktur im Bild. Darum ist bei Wiese auch der Zusammenhang der Kleinstrukturen (Punkte, Striche, Linien, Tupfer, Wischer, Texturen) in der Gesamtanlage der Komposition wichtig. Dieses Kommunizieren selbst kleinster, einzelner Elemente und der frei schweifende Blick ergeben so im ständigen Wechsel das Gesamtbild. Und das zeigt uns menschliche Figuren, die das Leben genießen. Keineswegs arbeitet Wiese im Sinne einer portraithaften Darstellung, es geht nicht um einen bestimmten Menschen. Vielmehr ist es ihr um ein Sinnbild zu tun, ein Individuum als Stellvertreter für das Ganze, dargestellt in einem festen System von malerischen Hintergründen, schichtenhaft vorgetragendem Pinselduktus und Sentenzen, die den oftmals zentral gestellten Kopf entweder einbinden, ihn auflösen oder gar konterkarieren. Diese Menschenbilder sind oftmals von zeichenhaften Pinselstrichen und Konturlinien umgeben, die einem vielschichtig behandelten Untergrund zuarbeiten.

Wiese verfolgt das Spiel mit den Möglichkeiten, das Improvisieren-können, der Balanceakt von Überlegung und Momentschöpfung, von freiem gestalterischem Ideenfluß und überlegter Gliederung. Hier scheint der Körper eine Projektionsfläche zu sein, in ihm spielt sich die Welt ab. So hat die Künstlerin auch ganz bewusst den Leib der Hutträgerin nicht realgetreu aus Hauttönen aufgebaut, sondern mit all den Farben, die – natürlich unendlich sublimer – auf der menschlichen Haut aufscheinen: Blau, Rot, Violett, Gelb. Aus übereinandergelegten Farbschichten kriert sie Körper, die in Bewegung sind, Formen, die vor Energie vibrieren, denen eine

Lebensenergie innewohnt, die oftmals als subjektiver Rückschluss auf die innere Bewegung der Künstlerin mitgegeben ist.

Daß sich diese Lebensfreude und -energie schließlich auch in ganz ungewöhnlich-robust in der Figur der besenschwingenden Hutträgerin manifestiert, erinnert mich ein wenig an Romane Holderried-Kaesdorf, die mit Elementen der [Art brut](#) und karikierend wirkenden Elementen vitale Figuren erschuf, die gleichermaßen das Poetische wie auch das Absurde im Alltäglichen fanden. Wie sehr diese Figuren sich auch exponieren – sie wahren stets die Würde, sind niemals bloßgestellt.

© Florian L. Arnold

Abdruck und Verwendung in anderen Medien unterliegen dem Copyright; jede Nutzung, auch auszugsweise, bedarf der ausdrücklichen schriftlichen Genehmigung des Autors.